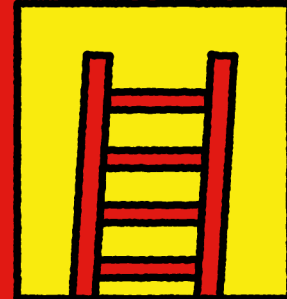
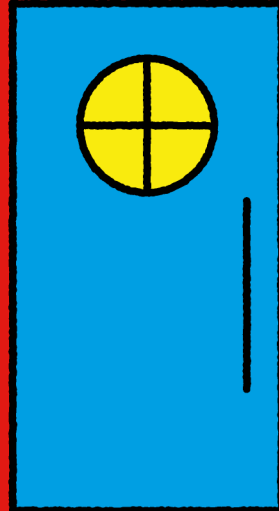
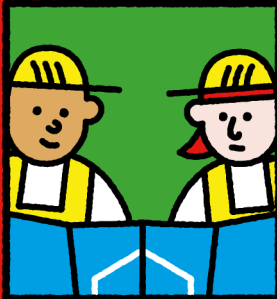


Stefan Thomas, David Scheller, Tanja Ehmann und Susan Schröder



MEHRGENERATIONENWOHNEN



Ein Leitfaden für **Gemeinschaft**
und **solidarisches Zusammenleben**

Stefan Thomas, David Scheller, Tanja Ehmann und Susan Schröder

MEHRGENERATIONENWOHNEN

**Ein Leitfaden für Gemeinschaft
und solidarisches Zusammenleben**

DANKSAGUNG

Wir bedanken uns bei allen Beteiligten, die zwischen 2016 und 2019 am Forschungsprojekt „Mehrgenerationenwohnen in die Platte: Gemeinschaft und intergenerationaler Transfer für eine selbstbestimmte Lebensführung im Alter“ (BMBF-SILQUA) mitgewirkt haben. Insbesondere gilt unser Dank den Bewohner*innen der Projekte und den weiteren Kooperationspartner*innen, dafür dass sie Zeit und Engagement für das „gemeinsame Forschen“ aufgebracht haben. Darüber hinaus danken wir allen beteiligten Kolleg*innen, studentischen Mitarbeiter*innen für ihre Mitarbeit am Projekt.

IMPRESSUM

Autor*innen

Stefan Thomas, David Scheller, Tanja Ehmann,
Susan Schröder

Gestaltung

JJ Maurer (www.thunderkhat.de),
Polo Sologub (www.pololo.lol)

Lektorat

Dr. Lars Breuer

Finanziert aus Mitteln des BMBF

© 2020 Stefan Thomas, David Scheller, Tanja Ehmann

Potsdam, September 2019



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an stefan.thomas@fh-potsdam.de

Die Bedingungen der Creative Commons Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordern ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

„Das dauert doch alles zu lange und ist viel zu aufwändig“ Oder: „Kann man das nicht professionalisieren und beschleunigen?“



Erstens: Nein! Und zweitens: Das vorgebliche Manko einer zu langen Entwicklungszeit ist kein Nachteil sondern unabdingbarer Voraussetzung für eine gut funktionierende Hausgemeinschaft. Für Investoren ist diese Notwendigkeit fremd. Wenn sie sich dem Thema des gemeinschaftlichen Wohnens nähern sind sie bereit einige Abstimmungsrunden mit den zukünftigen Bewohner*innen zu organisieren und hier und da architektonisch bzw. hinsichtlich der Ausstattung auf Bewohner*innenwünsche einzugehen. Dabei wird allerdings verkannt, dass zu einem selbstverwalteten Wohnprojekt mehr gehört.

Das Versprechen der gegenseitigen Unterstützung – wie weitgehend es auch immer formuliert sein mag – und die Verabredung das Gebäude gemeinschaftlich zu verwalten setzen bestimmte Fähigkeiten voraus. Diese gilt es zu erlernen. Die Individualisierung, teilweise auch die Anspruchshaltung der Mitglieder unserer Gesellschaft steht einem solchen Ansinnen erst einmal entgegen.

In den ersten Gruppensitzungen wird realisiert, dass neue Fähigkeiten eingeübt werden müssen. Diszipliniertes Reden, Umgang mit Emotionen

und nicht zuletzt die Fähigkeit zum Konsens zu kommen bedürfen einer gewissen Übung. In einem internationalen Kontext bezeichnete ich Wohnprojekte einmal als „school of democracy“. Wenn sich Menschen in gemeinschaftlich organisierten Wohnprojekten auf diesen Weg begeben, sind sie bereit sich der Aufgabe des „sozialen Lernens“ zu stellen und es als persönliche Bereicherung und Weiterentwicklung anzunehmen. Gleichzeitig ist dieser Prozess auch gesellschaftlich ein nicht zu unterschätzendes Übungsfeld für Demokratie und Kommunikation.

Wenn ein solcher Prozess auch einmal 5 Jahre benötigt ist das nicht „aufwändig“, gar „verlorene Zeit“ sondern schafft Qualität. Ohne die Bildung sozialer Substanz wird das gemeinsame Zusammenleben nicht funktionieren oder muss nach Einzug „nachgearbeitet“ werden. Insofern geht es nicht um Beschleunigung, sondern um die Einsicht, dass diese Zeit eine notwendige, professionelle Vorbereitung darstellt.

Allen, die sich mit dieser Broschüre auf den Weg machen wünsche ich gutes Gelingen und gute, fruchtbare Prozesse.

INHALT

1.

GEMEINSCHAFTLICHES WOHNEN ALLER GENERATIONEN

2.

SELBSTORGANISIERTES MEHRGENERATIONENWOHNEN SCHRITT FÜR SCHRITT

4	Danksagung
4	Impressum
5	Vorwort
8	Gemeinschaftliches Wohnen aller Generationen
12	Selbstorganisiertes Mehrgenerationenwohnen Schritt für Schritt
13	Selbstverständnis - Zusammentragen der Ideen aller Beteiligten
16	Kommunikation - Gestaltung positiver Kommunikationsformen
18	Selbstorganisation - Aufbau verbindlicher Hausverwaltungsstrukturen
22	Entscheidungsfindung - Selbstverwaltung durch demokratische Entscheidungsstrukturen
25	Intergenerationalität - auf den richtigen Generationenmix kommt es an!
27	Zeitliche Ressourcen - realistische Einschätzung der zur Verfügung stehenden Zeit
28	Finanzielle Ressourcen - alternative Finanzierungswege zum eigenen Haus
29	Architektur - Planung eines Hauses für eine Gemeinschaft
30	Jenseits des Gartenzauns - Außenwirkung auf Nachbar*innenschaft und Gemeinwesen

3.

AUF DEM WEG ZU EINER KONSTRUKTIVEN KONFLIKTKULTUR

4.

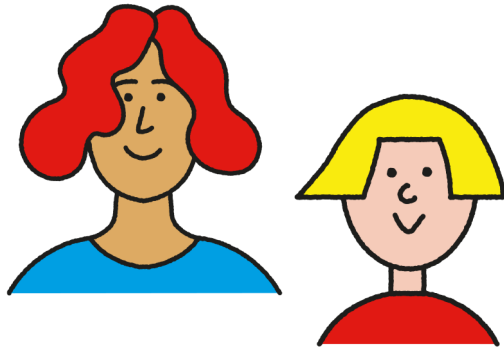
GEMEINSCHAFTSBILDENDE METHODEN

- 32 Auf dem Weg zu einer konstruktiven Konfliktkultur
- 32 Konflikte - Nichts ist so normal wie ein Konflikt
- 33 Mediation, Supervision und Co. - professionelle Hilfe von Außerhalb
- 34 Konfliktthemen - das Hausprojekt als ein ständiger Konfliktherd

- 36 Gemeinschaftsbildende Methoden
- 36 Befindlichkeitsrunde - ins Sprechen kommen und sich gegenseitig wahrnehmen
- 37 Assoziationsmethode - abstrakte Themen (be-)greifbarer machen
- 38 Stille Diskussion - Themen durch gemeinsames Schreiben erarbeiten
- 38 Themenspeicher - Nichts geht verloren
- 39 Barometer-Methode - verschiedene Positionen differenziert abfragen
- 40 Soziometer - unterschiedliche Rollen und Privilegien sichtbar machen
- 41 Das Biografische Interview - gegenseitiges Erzählen der eigenen Lebensgeschichte
- 42 Rollenspiel - neue Perspektiven spielerisch entwickeln
- 44 Abschließende Feedbackrunde - gemeinsam zurückblicken

- 46 Literaturhinweise und Links

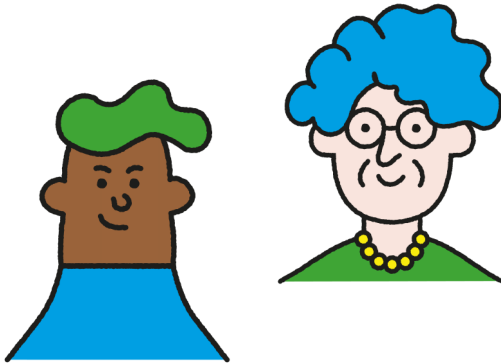
1. GEMEINSCHAFTLICHES WOHNEN ALLER GENERATIONEN



Gemeinschaftliche Wohnformen, bei denen verschiedene Generationen unter einem Dach zusammenwohnen, sind im Kommen. Menschen in Mehrgenerationenprojekten eint der Traum von einem gemeinsamen Haus, in dem eine bunte Mischung von Menschen mit Sinn für Gemeinschaft in gegenseitiger sozialer Verbindlichkeit ein neues Zuhause findet. Im Mittelpunkt dieser Projekte steht das Zusammenwohnen in einer mehrgenerationalen Gemeinschaft, das über ein „Guten Tag“ oder ein „Wie geht es so?“ hinausgeht. Der Wunsch, den Alltag gemeinsam mit anderen zu gestalten und über das Singledasein oder die

Kernfamilie hinaus in Gemeinschaften zu leben, ist eine Antwort auf die zunehmende Vereinzelung. Mehrgenerationale Wohnprojekte versuchen, alternative Lebensentwürfe und Haushaltsstrukturen, die alleine nicht realisierbar wären, in solidarischer Selbstverwaltung zu verwirklichen. Vor allem in städtischen Gebieten, in denen der Wohnraum knapp und teuer geworden ist, stellen sie auch eine finanzielle Entlastung dar und werden so zu Experimentierräumen für solidarische Ökonomien. Gemeinschaftliche Wohnprojekte können das Wohnen auch insgesamt langfristig planungssicherer machen. Sie können die Spekulation mit Wohnraum verringern und die Zusammenarbeit im Gemeinwesen anstelle von Konkurrenz in der Nachbar*innenschaft unterstützen.

Diese Broschüre soll ein Ratgeber und Handbuch für Interessierte sein, die in einem Mehrgenerationenwohnprojekt leben wollen. Im Mittelpunkt stehen Gruppenprozesse sowie die Herausforderungen der Selbstorganisation von Gemeinschaften. Auch für bereits bestehende Wohnprojekte kann die Broschüre Hilfestellungen und Entwicklungsanstöße liefern. Eine lebendige Hausge-



meinschaft mit funktionierenden Projektstrukturen und einer unterstützenden Praxis erfordert kontinuierliches Hinterfragen und Aushandeln des gemeinsamen Zusammenlebens, der Selbstorganisation, aber auch zukünftiger Entwicklungsperspektiven. Diese Broschüre will hierzu vielfältige Anregungen geben.

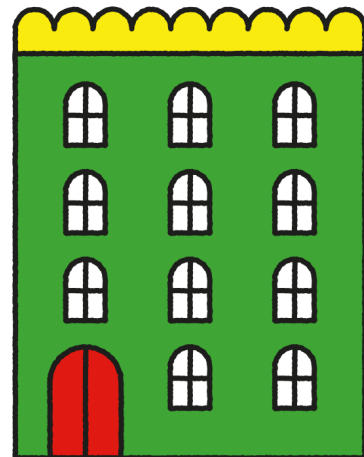
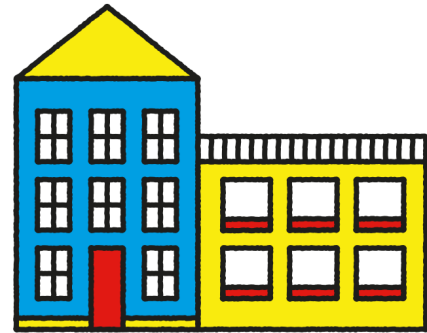
Sie ist das Ergebnis eines dreijährigen Praxisforschungsprojekts zu Gemeinschaft und Mehrgenerationalität in und mit selbstorganisierten Wohnprojekten an der Fachhochschule Potsdam. Die Broschüre widmet sich der Organisation und dem Zusammenleben selbstorganisierter Gemeinschaften. Die Ergebnisse wurden in partizipativen Workshops mit den Bewohner*innen erarbeitet. Partizipative Forschung bedeutet, einen Dialog zwischen der wissenschaftlichen Perspektive und der Praxis zu führen. Im konkreten Fall heißt das, dass die Forscher*innen gemeinsam mit den Bewohner*innen von drei Brandenburger Wohnprojekten herausgearbeitet haben, wie

Gemeinschaft und Intergenerationalität praktisch gelebt und organisiert werden kann. Trotz vieler Ähnlichkeiten ist das mehrgenerationale Zusammenleben in den drei untersuchten Hausgemeinschaften sehr unterschiedlich. Dabei stehen die Bewohner*innen vor ähnlichen Problemen bei der Etablierung und Gestaltung von Diskussionskulturen, bei Verhandlungs- und Entscheidungspraxen sowie bei Ideenfindungsprozessen.

Die Zusammensetzung der drei Wohnprojekte ist heterogen, jedoch machen Familien mit Kindern einen Großteil der Hausbewohner*innen aus. Menschen mit explizitem Pflegebedarf wohnen in keinem der drei Projekte. Die Altersspanne der Bewohner*innen liegt zwischen unter einem und über 70 Jahren. In den untersuchten Mehrgenerationenwohnprojekten leben überwiegend Akademiker*innen, die vorrangig im sozialen Bereich arbeiten. Die Schaffung und Erhaltung von bezahlbarem Wohnraum in einer selbstorganisierten Gemeinschaft steht bei allen drei Projekten im Vordergrund. Sie verfolgen allesamt das Ziel, das Grundstück und die Immobilie dauerhaft dem spekulativen Markt zu entziehen und in kollektiven Besitz zu überführen. Die Selbstverwaltung wird in Hausversammlungen sowie in kleineren Arbeitsgruppen organisiert. Die einzelnen Projekte unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Rechtsformen, der Anzahl der Bewohner*innen, der räumlichen Gestaltung sowie der Aufteilung zwischen Wohn- und Gemeinschaftsflächen.

Im Verlauf des Praxisforschungsprojekts wurde gemeinsam Wissen zu den Fragen gewonnen,

worauf bei der Entwicklung einer funktionierenden Hausgemeinschaft zu achten ist und welche Probleme es zu überwinden gilt. Die Antworten werden im Folgenden entlang zentraler Diskussionspunkte vorgestellt – in Kapitel 2 von der internen Gruppenorganisation über die gemeinsame Entscheidungsfindung bis hin zum Umgang mit Konflikten in Kapitel 3. In diese Darstellung fließen praktische Erfahrungen und Stimmen aus dem Projektalltag mit ein. Abschließend werden in Kapitel 4 Methoden zur Gruppenarbeit und zur Stärkung des gemeinschaftlichen Austauschs vorgestellt. Am Ende der Broschüre findet sich eine kleine Sammlung weiterführender Literaturhinweise und Links.



Bei **Projekt A** handelt es sich um eine Kombination von Neu- und Altbau in einer Großstadt. Das Grundstück wurde über eine Stiftung gekauft. Das Haus gehört einem Trägerverein, in dem mehrere genossenschaftlich organisierte Hausprojekten Mitglied sind. In den 21 Wohneinheiten leben und wohnen 60 Menschen zwischen 2 und 80 Jahren. Familien mit insgesamt 20 Kindern stellen die Mehrheit. Bis auf zwei studentische Wohngemeinschaften leben alle Personen in einzelnen Wohnungen. Es gibt keinen Gemeinschaftsraum, aber einen großen Garten sowie eine Gewerbeeinheit. Das Haus ist barrierefrei gestaltet. Der Bruttokaltmietpreis beträgt 13 Euro pro m². Zudem ist eine unverzinsten Genossenschaftsanlage von 125 Euro pro m² Wohnfläche zu hinterlegen. Einmal pro Jahr veranstalten die Bewohner*innen ein Sommerfest, zu dem Freund*innen, Bekannte und Nachbar*innenschaft eingeladen werden.

Projekt B befindet sich in einem sanierten Altbau in einer ländlichen Kleinstadt und wird über einen Hausverein organisiert. Als Teil des Mietshäuser Syndikats, einem überregionalen, solidarischen Verbund von Hausprojekten und Projektinitiativen, gründeten die Bewohner*innen eine GmbH und kauften im Herbst 2014 das Haus. Persönliche Einlagen müssen nicht gezahlt werden. Im Haus wohnen auf 390 m² Fläche zwölf Personen zwischen 3 und 59 Jahren. Es gibt einige Familien, In-Beziehung-Lebende sowie alleinlebende Männer und Frauen. Die 160 m² Gemeinschaftsfläche umfassen eine Gemeinschaftsküche, ein Wohnzimmer, eine Werkstatt, einen Musikproberaum und Atelierräume. Die Miete liegen bei unter 6 Euro pro m². Unter dem Motto „offenes Wohnzimmer“ öffnen die Bewohner*innen regelmäßig ihre Gemeinschaftsräume für die Nachbar*innenschaft. Es gibt gemeinsame Mahlzeiten, Ausstellungen und politische Diskussionsveranstaltungen.

Projekt C ist ein genossenschaftlich organisiertes Projekt in einer Großstadt, das aus einer Food-Coop hervorgegangen ist. 2008 bezogen die ersten Bewohner*innen einen vierstöckigen Altbau mit neun Wohnungen. Seitdem ist nur eine Person ausgezogen. Im Haus wohnen 14 Kinder und 14 Erwachsene im Alter von einem bis über 70 Jahren. Es gab in den vergangenen zehn Jahren nur einen Auszug. Die Mieten liegen bei etwa 8 Euro pro m². Ein großer Garten, mehrere Küchen und eine Remise werden gemeinschaftlich genutzt. Die Bewohner*innen laden jährlich die Nachbar*innenschaft sowie Bekannte zu einem Sommerfest ein. Zu diesem gehören auch inhaltliche Workshops, z. B. zu genossenschaftlichen Organisationsformen oder Kommunikationsmethoden.

2. SELBSTORGANISIERTES MEHRGENERATIONENWOHNEN SCHRITT FÜR SCHRITT

Am Anfang eines selbstorganisierten Mehrgenerationenwohnprojekts steht immer eine Gruppe interessierter Menschen. Das verbindende Interesse ist dabei zunächst sehr allgemein: Menschen wollen in einer Gemeinschaft zusammenwohnen, sie wollen über ihr Haus, über die Wohn- und Eigentumsformen und über ihr unmittelbares Lebensumfeld selbst entscheiden. Sie möchten gemeinsam mit anderen Menschen alternative Vorstellungen von Zusammenwohnen verwirklichen, ihre Kinder in einer sozialen Gemeinschaft großziehen oder im Alter in einem Projekt wohnen, in dem gegenseitig Verantwortung übernommen wird. Diese eher allgemeinen Interessen bilden eine Schnittmenge, auf der sich die Menschen zusammenfinden.

Rasch stellt sich dann jedoch die Frage, wie diese allgemeinen Interessen konkret umgesetzt werden sollen. Auch wenn alle Interessierten gemeinsam in ein Hausprojekt ziehen wollen, zeigt sich häufig, dass die Vorstellungen aller Beteiligten jeweils sehr unterschiedlich sind. Bei der Initiierung eines Gruppenprozesses ist es daher von besonderer Bedeutung, sich gegenseitig über die

individuell unterschiedlichen Perspektiven, Bedürfnisse und Interessen zu verständigen. Den Ausgangspunkt bildet dabei die Frage, aus welcher Motivation und mit welchen Erwartungen Personen in ein Wohnprojekt einziehen. Am Anfang steht also die Herausforderung, einen kommunikativen Raum bzw. eine Diskursgemeinschaft zu schaffen, in der sich alle in verbindlicher Weise miteinander austauschen können.



SELBSTVERSTÄNDNIS – ZUSAMMENTRAGEN DER IDEEN ALLER BETEILIGTEN

Sobald sich eine handlungsfähige Gruppe interessierter und motivierter Personen gefunden hat, bietet es sich an, die unterschiedlichen individuellen Vorstellungen vom gemeinsamen Wohnprojekt zusammenzutragen und die jeweiligen Erwartungen zu diskutieren. Als Ergebnis kann ein gemeinsames Selbstverständnis formuliert werden. Dieses Selbstverständnis dient der Gruppe als interner Orientierungsrahmen und kann daneben zur Darstellung des Wohnprojekts nach außen genutzt werden, etwa zum Aufbau eines Unterstützungsnetzwerks oder um Interessierte zu informieren.

Der Austausch über die gemeinsamen Ziele sowie über das Konzept des Projekts ist ein wichtiger Schritt bei der Umsetzung und Realisierung der Vorstellungen eines gemeinschaftlichen intergenerationalen Zusammenwohnens. Dabei werden die Grundlagen der Hausgemeinschaft festgelegt: Wie soll das Wohnobjekt aussehen? Welche Bedürfnisse sollen in dem Haus ihren Platz finden? Wie wird die Selbstorganisation realisiert? Welche Regelungen müssen getroffen werden? Wie werden Entscheidungen getroffen? Wer kann welche Ressourcen – Zeit, Geld, Fertigkeiten – zur Verfügung stellen? Welche Erwartungen werden an das Engagement jedes Einzelnen geknüpft? Wie sollen die Gemeinschaft und das Zusammenleben mehrerer Generationen gestal-

tet werden? Welche Außenwirkung will das Wohnprojekt erzielen? Mit Fragen wie diesen wird ein fortlaufender Diskussionsprozess geführt. Da sich Bedürfnisse wandeln und neu ausgehandelt werden müssen, sind viele dieser Fragen in der Praxis niemals abschließend zu klären. Für die Einigung auf ein gemeinsames Selbstverständnis ist es erforderlich, dass die Beteiligten zu Beginn möglichst ergebnisoffen in den Austausch gehen, um schrittweise ein sich zunehmend klärendes Gruppenverständnis zu erlangen.

Sämtliche Entscheidungen der Gruppe müssen stets abgeglichen werden – einerseits mit dem aufgestellten Selbstverständnis und andererseits mit den Herausforderungen der praktischen Umsetzbarkeit. Neu Hinzukommende können neue Ideen und Impulse einbringen. Daher lohnt es sich, nach einigen Jahren des Zusammenlebens das Selbstverständnis erneut zu diskutieren und zu aktualisieren.

Im Selbstverständnis werden auch die Strukturen festgelegt, in denen sich die Gruppe gemeinschaftlich organisiert. Gemeinschaft meint hier das Miteinander, auf das sich die Gruppe hinsichtlich ihrer Kommunikation, ihrer Entscheidungen, ihrer Organisation, aber auch ihrer Rechtsform einigt. Dabei werden die Bedürfnisse der einzelnen Mitglieder jeweils im Verhältnis zur gesamten Gruppe verhandelt. Diese Entscheidungen bestimmen – gewissermaßen als Stellschrauben der mehrgenerationalen Hausgemeinschaft – die Intensität und das Ausmaß der Gemeinschaft. Sie regeln die Ausgestaltung des gemeinschaftlichen

Zusammenlebens, das Verhältnis zwischen privaten und gemeinschaftlichen Räumen, den Stellenwert der Gruppenaktivitäten sowie der Selbstverwaltung. Dem sozialen Miteinander in der Gruppe sollte von Anfang an ausreichend Raum und Zeit gewidmet werden, etwa für gemeinschaftliche Aktionen oder nachbar*innenschaftliche Unterstützung.

Ein grundsätzlicher Punkt, den es zu klären gilt, ist die Frage, ob das Haus dauerhaft dem Markt entzogen werden soll oder ob die Möglichkeit zum Wiederverkauf des Hauses offen gehalten werden soll. Eine entsprechende Entscheidung ist ausschlaggebend für die Wahl der Rechtsform und für die Gruppe. Denn es macht einen Unterschied, ob bei einem Ausstieg von Einzelpersonen das Haus neue Nachmieter sucht oder ob der Fortbestand des Projekts in Frage steht.

„Basis der Hausgruppe ist die Idee von gegenseitiger Hilfsbereitschaft und einem Gemeinschaftssinn, der über die üblichen nachbarschaftlichen Kontakte hinausgeht.“

(Selbstverständnis, Projekt A)

„Freitags kommen alle zum gemeinsamen Kochen und Essen zusammen. Innerhalb unserer Gruppe legen wir großen Wert auf einen respektvollen und solidarischen Umgang. Wir möchten möglichst viele Menschen aus dem Ort in die Entwicklung und Nutzung des Projekts einbeziehen.“

(Selbstverständnis, Projekt B)

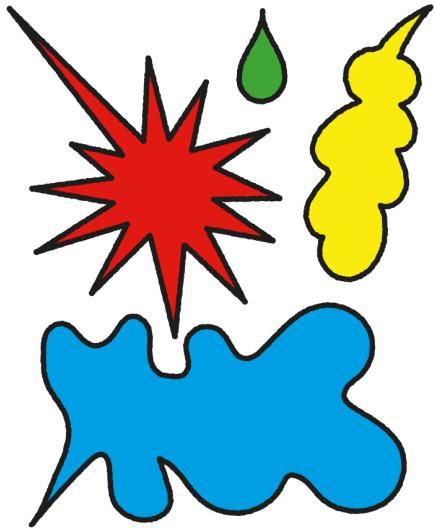
„Zusammen spielen, kochen, bauen, lachen, quatschen, singen, diskutieren, am Feuer sitzen, mal ein Bier trinken, Tischtennis spielen, verreisen, streiten, kichern, essen und noch mehr. Zusammen versuchen wir unsere Vision vom ‚schönen Leben‘ zu verwirklichen.“

(Selbstverständnis, Projekt C)

CHECKLISTE

WAS SOLLTE EIN SELBSTVERSTÄNDNIS BEIHALTEN?

<input type="checkbox"/>	Was verbindet uns?
<input type="checkbox"/>	Wie wollen wir zusammenleben?
<input type="checkbox"/>	Was erwarten wir voneinander?
<input type="checkbox"/>	Wie wollen wir nach außen wirken?
<input type="checkbox"/>	Wie treffen wir Entscheidungen?
<input type="checkbox"/>	Wie gehen wir mit Konflikten um?
<input type="checkbox"/>	Was bedeutet das Zusammenleben von Jung und Alt für uns?
<input type="checkbox"/>	Welche Rechtsform eignet sich für unser Projekt?



KOMMUNIKATION – GESTALTUNG POSITIVER KOMMUNIKATIONSFORMEN

Eine gelungene Kommunikation ist die unverzichtbare Basis für mehrgenerationale Wohnprojekte. Sie ist das Mittel, mit dem Gemeinschaft hergestellt wird. Ob bei der Planung und Durchführung gemeinsamer Aktionen, bei der Aushandlung von Gruppenprozessen oder bei der alltäglichen Begegnung: eine wertschätzende und gewaltfreie Kommunikation erleichtert das Zusammenleben im Projekt. Sie ermöglicht es, den Austausch zwischen den Bewohner*innen auch in Streit- und Konfliktfällen aufrechtzuerhalten.

Zu Beginn sollte ausreichend Zeit für die Festlegung und Umsetzung gemeinsamer Kommunikationsregeln eingeräumt werden. Zur Schaffung eines sicheren Kommunikationsraums (siehe Checkliste) gilt es, die Grundlagen der Kommunikation immer wieder gemeinsam zu diskutieren und festzulegen. Dabei geht es nicht nur um Regeln an sich, sondern auch um eine Kultur der Anerkennung und Wertschätzung. Die Schaffung einer angenehmen Gesprächsatmosphäre ist von zentraler Bedeutung. Sie ist die Voraussetzung dafür, dass sich alle Beteiligten trauen, ihre Gedanken und Gefühle offen zu äußern. Das Ziel der Kommunikation sollte sein, möglichst alle Stimmen zu hören und miteinzubeziehen. Eine produktive Kommunikationskultur basiert immer auf positiven Kommunikationserfahrungen innerhalb der Gruppe. Daher sind alle Beteiligten dazu aufgerufen, für ein freundliches, ausgleichendes und wertschätzendes Miteinander zu sorgen. Redner*innenlisten sind eine Möglichkeit zur Moderation und zur Schaffung einer Gesprächsatmosphäre, in der auch leisere Stimmen zu Wort kommen. Nicht selten kommt der Austausch über Befindlichkeiten und das Klima in der Hausgemeinschaft zu kurz, vor allem dann, wenn viele dringliche organisatorische Fragen besprochen werden müssen, wie beispielsweise die Gründung einer Genossenschaft oder die Renovierung der Terrasse. Wichtig ist es stets die Balance zwischen organisatorischen und emotionalen Themen zu halten. Auch die aktuelle Stimmung der Beteiligten sollte Berücksichtigung finden, beispielsweise in einer Befindlichkeitsrunde (siehe Kapitel 4).

CHECKLISTE

SICHERER KOMMUNIKATIONSRAUM

<input type="checkbox"/>	Befindlichkeiten klären
<input type="checkbox"/>	Ich-Botschaften senden
<input type="checkbox"/>	Transparenz schaffen
<input type="checkbox"/>	Den Anderen Wertschätzung geben
<input type="checkbox"/>	Dominantes Redeverhalten reflektieren
<input type="checkbox"/>	Leise Stimmen hören
<input type="checkbox"/>	Gewaltsamen Sprachgebrauch vermeiden
<input type="checkbox"/>	Zuhören lernen
<input type="checkbox"/>	Ausreden lassen
<input type="checkbox"/>	Störungen Vorrang geben (Weinen, Raumverlassen führt zur Unterbrechung)

SELBSTORGANISATION – AUFBAU VERBINDLICHER HAUSVERWALTUNGSSTRUKTUREN

Wichtig für die Selbstorganisation sind verbindliche, feststehende und regelmäßige Termine für eine Hausversammlung. Regelmäßige Treffen, an einem gemeinsam festgelegten Tag zu einer für alle realisierbaren Uhrzeit haben sich bewährt. Diese Termine müssen mit den unterschiedlichen Tagesabläufen aller Gruppenmitglieder abgeglichen werden. Hausversammlungen sind das entscheidende Element für einen dauerhaft erfolgreichen Gruppenprozess. Hausversammlungen sollten nicht nur für dringende Entscheidungen genutzt werden, sondern auch für die Fortführung von Verständigungsprozessen der Gruppe über allgemeinere Fragen. Dabei sollte auch das Soziale nicht zu kurz kommen. In Ergänzung zu den häufig als anstrengend erlebten Diskussionen sollte bei den Hausversammlungen auch für den informellen Austausch ausreichend Zeit eingeplant werden. So können Hausversammlungen etwa mit einem gemeinsamen Essen beginnen oder mit einer gemeinsamen Aktion im Haus verknüpft werden. Es können Spiele gespielt werden (siehe Kapitel 4) oder Themen von allgemeiner Relevanz diskutiert werden. Um die Entstehung von Wissenshierarchien oder das Abhängen einzelner Beteiligter zu vermeiden, sollten Ergebnisse und wichtige Informationen protokolliert und allgemein zugänglich gemacht werden. Zudem hat sich eine inhaltliche Vorbereitung und Moderation durch rotierende Verantwortliche bewährt.

Neben der Hausversammlung können zur Erledigung regelmäßig anfallender Aufgaben der Selbstverwaltung verschiedene Arbeitsgruppen eingerichtet werden, sodass eine klare Verantwortlichkeit besteht. Zu den zentralen Bereichen gehören Finanzen, Bauen und Öffentlichkeitsarbeit. Auch in den Arbeitsgruppen ist zu überlegen, wie ein regelmäßiger Austausch der Mitglieder bei gleichzeitiger Sicherung des Wissensstandes und der Arbeitsprozesse zu organisieren ist. Das Ziel sollte sein, dass alle Bewohner*innen im Projekt Verantwortung übernehmen. Darüber hinaus können bei der Hausversammlung temporäre Arbeitsgruppen zu akuten Themen gebildet werden, beispielsweise zur Organisation eines anstehenden Hausfestes.

Bei der Bildung der verschiedenen Arbeitsgruppen sollten die unterschiedlichen Kompetenzen, Fertigkeiten und Fähigkeiten der jeweiligen Mitglieder berücksichtigt werden. Dabei gilt es, Gemeinschaft und Selbstverwaltung mit möglichst geringem Aufwand funktionsfähig zu halten. Zu berücksichtigen ist dabei, dass mit jedem Engagement auch Belastungen einhergehen. Häufig ist eine Konzentration von Verantwortlichkeiten auf einige wenige Personen zu beobachten. Diese kann langfristig zu Überlastungen und Frustrationen führen. Nicht selten resultieren hieraus ein ungleiches Erfahrungswissen sowie informelle Hierarchien. Um diese zu verhindern, sollte eine rotierende Verteilung von Verantwortlichkeiten regelmäßig geprüft werden.

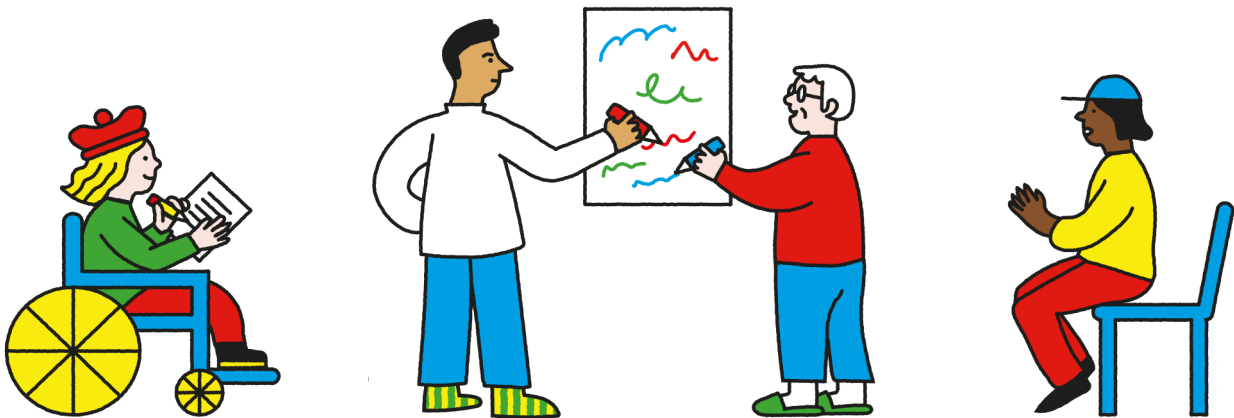
VEREIN



ARBEITSGRUPPEN



HAUSVERSAMMLUNG



„Diese Balance von Verbindlichkeit und zu tun, was ich schaffe, und das anderen nicht zu tun, total, also inspirierend und gibt mir eher noch mehr Lust, was auszuprobieren oder was zu machen, was ich noch nie gemacht habe.“

(Isabelle, 45)

„Es gibt echt so zwei, drei Leute, die wuppen hier echt wahnsinnig viel. Und da können wir echt alle froh sein, dass wir die haben. Was wäre eigentlich, wenn die nicht da wären?“

(Greta, 43)

Selbstorganisierte mehrgenerationale Wohnprojekte geben sich meistens eine formale Organisationsstruktur, beispielsweise als Verein, Genossenschaft, GbR oder GmbH. Bevor über die Wahl einer Rechtsform entschieden wird, sollte die Gruppe sich ausreichend über die Vor- und Nachteile der verschiedenen Möglichkeiten informieren (siehe Literaturempfehlungen). Unter ande-

rem sollte ausreichend diskutiert werden, wie beispielsweise ein künftiger Verkauf der Immobilie ausgeschlossen werden soll. Erhebliches Konfliktpotenzial besteht bei der Möglichkeit, nach einigen Jahren aus dem Projekt auszusteigen, insbesondere durch den Verkauf von Anteilen mit Rendite. So kann sich beispielsweise bei einer Organisation als Verein relativ einfach eine Mehrheit bilden, die für den Verkauf des Hauses votiert. Im Mietshäuser Syndikat besitzt der Projektverbund hingegen ein Vetorecht, das einen solchen Verkauf dauerhaft verhindern soll (siehe Literaturhinweis). Darüber hinaus schreiben die jeweiligen Rechtsformen (ob Verein oder Genossenschaft) bestimmte formale Strukturen vor, etwa eine jährliche Mitgliederversammlung, die Vergabe bestimmter Ämter, die Verabschiedung einer Satzung, die Diskussion der inhaltlichen Ausrichtung oder die Festlegung von Entscheidungsfindungsprozeduren.

Bei Regeln gilt der Grundsatz: So wenig wie möglich, so viel wie nötig! Für das gemeinsame Wohnen ist ein Abgleich der unterschiedlichen Bedürfnis- und Interessenlagen aller Beteiligten erforderlich. Hierfür ist es sinnvoll, verbindliche Vereinbarungen und Regelungen festzulegen. Diese regeln den Umgang miteinander und bieten einen gemeinsam abgestimmten Rahmen, in dem sich gegensätzliche Standpunkte und Konflikte zum einen nicht verfestigen und zum anderen gelöst werden können. Es empfiehlt sich, getroffene Regelungen zu protokollieren und zu archivieren, um bei Bedarf auf das Vereinbarte zurückgreifen zu können. Dies betrifft beispiels-

weise Arbeits- oder Putzpläne, aber auch Regelungen für den Garten, wo Wege und Beete angelegt werden dürfen.

Neben den genannten expliziten Vereinbarungen existieren in jeder Gemeinschaft auch implizite Regeln. Diese prägen die alltäglichen Routinen und den Umgang innerhalb der Hausgemeinschaft. Diese impliziten Regeln spiegeln die (bisherigen) stillschweigenden Übereinkünfte im



gemeinschaftlichen Leben wider. Explizit thematisiert werden sie meist erst im Konfliktfall, also wenn es zu spät ist. Um dies zu vermeiden, sollte es einen regelmäßigen Austausch über implizite Regeln und Erwartungen geben - etwa über die Beteiligung an gemeinschaftlichen Aktionen, über Sauberkeitsstandards oder über die Lautstärke spielender Kinder.

ENTSCHEIDUNGSFINDUNG – SELBSTVERWALTUNG DURCH DEMOKRATISCHE ENTSCHEIDUNGSSTRUKTUREN

Die Selbstverwaltung eines Gemeinschaftsprojekts erfordert ein demokratisches Entscheidungsfindungsverfahren, in dem sich alle wiederfinden. Die Kunst besteht darin, einerseits die unterschiedlichen Bedürfnisse, Erfahrungen und Erwartungen zusammenzubringen, aber andererseits Unterschiede auch stehen lassen zu können. Die gängigsten Verfahren für demokratische Entscheidungen sind die einfache Mehrheitsentscheidung und die Konsensentscheidung. Prinzipiell lässt sich auch eine Kombination umsetzen, bei der je nach Entscheidung eins der beiden



Verfahren gewählt wird. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass Demokratie nicht allein in der letztlich getroffenen Entscheidung besteht. Viel wichtiger sind die Verständigungsprozesse, die einer Entscheidung vorausgehen. Das Ziel sollte immer sein, Entscheidungen mit möglichst hoher Zustimmung aller zu treffen. Für Gruppen lohnt es sich, unterschiedliche Verfahren demokratischer Entscheidungsfindung auszuprobieren und deren jeweilige Vor- und Nachteile dann aufgrund eigener Erfahrungen zu diskutieren. Bei kontroversen Diskussionen ist generell die Erstellung eines Stimmungsbilds hilfreich. Dabei wird probeweise über die Entscheidungsalternativen abgestimmt.

Entscheidungen, die mit einfacher Mehrheit getroffen werden, lassen sich schneller herbeiführen. Ein Diskussionsprozess kann jederzeit durch eine Abstimmung abgekürzt werden. Das Problem ist jedoch, dass diejenigen, die eine solche Abstimmung verlieren, sich unter Umständen in der getroffenen Entscheidung nicht wiederfinden. Das Konsensverfahren stellt dagegen sicher, dass alle Bedenken diskutiert werden und es zu einer einvernehmlichen Einigung kommt. Dies bedeutet keineswegs, dass alle einer Meinung sein müssen. Der Austausch erfordert vielmehr Kompromissbereitschaft. Im besten Fall steht am Ende eine Entscheidung, in der die Positionen aller Beteiligten berücksichtigt werden. Die Herausforderung des Konsensverfahrens besteht vor allem im hohen Zeitaufwand sowie in der Gefahr, dass am Ende kein Konsens gefunden wird.

CHECKLISTE

KRITERIEN FÜR GUTE ENTSCHEIDUNGEN

<input type="checkbox"/>	Wurden alle darüber informiert, dass eine wichtige Entscheidung ansteht?
<input type="checkbox"/>	Hatten alle genügend Zeit, um eine Entscheidung zu fällen?
<input type="checkbox"/>	Wie können alle mitgenommen werden?
<input type="checkbox"/>	Wurden alle Positionen gehört?
<input type="checkbox"/>	Was brauchen Einzelne, um die Entscheidung mittragen zu können?
<input type="checkbox"/>	Nach welchen Prioritäten entscheiden wir?
<input type="checkbox"/>	Wie ist der Entscheidungsprozess verlaufen?
<input type="checkbox"/>	Ermöglicht diese Entscheidung mehr Wohlbefinden und Gemeinschaftlichkeit für viele oder sogar für alle?
<input type="checkbox"/>	Wie ist mit Korrekturen und Anpassungen der Entscheidung umzugehen?

„Ich trage Entscheidungen mit, wenn alle bedenkenswerten, relevanten Pro- und Kontra-Argumente transparent auf dem Tisch lagen. Und insgesamt merke ich, dass echt für mich der Weg hin zu Entscheidungen, also der Prozess viel wichtiger ist, als das Ziel. Ich kann am Ende mit total viel leben, wenn ich das Gefühl habe, der Weg dahin war irgendwie fair.“

(Melanie, 45)

„Es gibt Mitgliederversammlungen, wo viele Leute was vordenken, durchdenken und was sie denken in die Mitgliederversammlung einbringen. Da gibt es manchmal auch Rückfragen oder verschiedene Sachen, was noch ungeklärt ist. Aber manchmal ist es dann so, dass halt spontan irgendwelche Sachen eingebracht werden, und mehr oder weniger spontan dann die Mehrheit gesucht. Wenn Mehrheiten da sind, dann gibt es sofort einen Beschluss und dann ist das so. Und dann ist das natürlich Gesetz. Und dann ist es schwer, diesen Deckel wieder aufzumachen.“

(Gerd, 46)

Generell gilt, dass schwierige Entscheidungen vorbereitet und moderiert werden sollten. Dabei sollten möglichst viele Alternativen formuliert werden, um verschiedene Optionen für einen Interessensausgleich zu entwickeln. Werden Entscheidungen getroffen, ist Transparenz das A und O. Dabei sollten möglichst auch Abwesende die Möglichkeit haben, ihre Bedenken einzubringen und sich an der Abstimmung zu beteiligen. Zur Transparenz tragen auch Protokolle bei, die nach einer Hausversammlung per E-Mail verschickt oder im Haus ausgehängt werden können. Bewährt hat sich zudem ein sogenanntes Buddy-System. Dabei erklärt sich eine Person bereit, abwesende Projektmitglieder persönlich zu informieren und ihre Position auf der Hausversammlung zu vertreten. Eine Einspruchsfrist im Sinne eines Vetos gegen strittige Entscheidungen verhindert Spaltungen in der Gruppe.



INTERGENERATIONALITÄT – AUF DEN RICHTIGEN GENERATIONENMIX KOMMT ES AN!

Mehrgenerationenwohnprojekte zielen auf die Einbindung aller Generationen durch eine breite Mischung von Kindern, Mittelalten und Senior*innen. In der Praxis besteht jedoch häufig ein Ungleichgewicht zwischen den Generationen, oft sogar mit einer dominierenden Altersgruppe, die besonders starken Einfluss auf Aktivitäten, Entscheidungen und Gruppendynamiken ausüben kann. In jeder Generation gibt es unterschiedliche Bedürfnisse und Interessen, die bei einer generationenbewussten Gestaltung der Hausgemeinschaft Berücksichtigung finden müssen. So benötigen Kinder Raum zum Spielen und Lärmen, während Senior*innen mitunter ein besonderes Ruhebedürfnis haben. Die Mittelalten stehen häufig vor der Herausforderung, Familie und Arbeit miteinander zu vereinbaren.

Bei mehrgenerationalen Projekten empfiehlt es sich, aus jeder Altersgruppe jeweils Ansprechpartner*innen zu bestimmen, die als Vertrauenspersonen darauf achten, dass die unterschiedlichen Bedürfnislagen in die Gemeinschaftsprozesse miteinbezogen werden. Dadurch kann vermieden werden, dass eine Altersgruppe darüber bestimmt, welche Bedarfe und Interessen im Projekt Berücksichtigung finden. Die Ansprechpartner*innen für verschiedene Alters- oder Personengruppen – wie Kinder, junge Familien oder ältere Singles – können sich vertrauensfördernd

und motivierend auf alle Mitglieder der Hausgruppen auswirken. Darüber hinaus sind Treffen in altershomogenen Gruppen sinnvoll. Auf diesen können die zentralen Bedürfnislagen und Erwartungen der jeweiligen Generationen besprochen werden, um sie dann in die Hausversammlung zu tragen.

So kann es gelingen, die Bedürfnis- und Interessenlagen der verschiedenen Altersgruppen bei der Selbstorganisation des Hausprojekts ernst zu nehmen. Im Interesse eines gleichberechtigten Miteinanders ist zum Beispiel zu klären, wie sich die Teilhabe von Senior*innen auch im hohen Alter noch gewährleisten lässt. Ebenso wichtig ist es, über das Thema Pflege bzw. Pflegebedürftigkeit zu sprechen. Das kann eine verbindliche Unterstützung und Pflege von Bewohner*innen bedeuten, die in ihrer selbständigen Lebensführung eingeschränkt sind. Betagteren Senior*innen ist eventuell eine Teilnahme an Hausversammlungen nicht mehr möglich oder zu anstrengend. Dies kann etwa durch Treffen in kleineren und informellen Runden aufgefangen werden, so dass die Stimmen dieser Bewohner*innen in das Gemeinschaftsprojekt miteinbezogen werden können. Im Sinne einer partizipativen Gestaltung der Hausgemeinschaft sind auch Kinder nach ihren Möglichkeiten in Planungen und Entscheidungen einzubinden. Im Rahmen des Forschungsprojekts wurden zur Stärkung des Austauschs zwischen den Generationen zum einen Interviews mit Kindern und Jugendlichen durchgeführt. Zum anderen interviewten die Kinder und Jugendlichen die Erwachsenen zu aus ihrer Sicht wichtigen Fragen.



Eine andere Möglichkeit sind Workshops, bei denen die Kinder bestimmen dürfen, wie das Haus organisiert wird. Vor allem Kinder und Jugendliche, die häufig als Anhängsel ihrer projektbeteiligten Eltern angesehen werden, sollten durch spezielle Verfahren in die Entscheidungsstrukturen miteinbezogen werden – etwa durch die Einrichtung eines Kinder- und Jugendbeirats.

In vielen Hausprojekten existieren sogenannte Wahl-Großelternschaften, bei denen Kinder von Angehörigen der älteren Generation gewissermaßen adoptiert werden, um gemeinsam zu spielen, Zeit zu verbringen oder auch einfach nur die

Süßigkeitenversorgung sicherzustellen. Bei diesen Patenschaften sollte jedoch berücksichtigt werden, dass ältere Menschen nicht unbedingt das Bedürfnis haben, in die Kinderbetreuung miteinbezogen zu werden. Wenn die eigenen Kinder und Enkel groß sind, haben Ältere oftmals andere Interessen, als für Betreuungsleistungen ihrer Mitbewohner*innen in Anspruch genommen zu werden.

„Mit den Leuten mit Kindern, habe ich folgendes für mich klar gemerkt. Ich bin keine Oma. Ich bin einfach nicht der Typ. Ich hatte nie eigene Kinder. Und so Kinder bei mir abgeben, das geht irgendwie nicht. Hier steht auch alles rum. Und die ganze Unruhe. Das kann ich jetzt eigentlich nicht so um mich haben. Ich bin einfach nicht der Mensch, der das gewöhnt ist. Und um mich herum Enkelkinder, da musste ich auch Abstriche machen.“

(Rosa, 69)

„Ich glaube, dass ich wahrscheinlich diejenige bin, die am meisten von der Mehrgenerationensituation profitiert. Weil, meine Nachbarin ist halt die mit dem Herzfehler. Also ein bisschen über siebzig. Die ist immer Zuhause. Ich darf ihren Geschirrspüler benutzen. Sie passt auf meinen Sohn auf. Sie gießt meine Tomaten. Sie erzählt mir den neuesten Klatsch aus der Kartenrunde. Sie ist einfach da. Und das gibt mir sehr viel Sicherheit. Und da gibt es jede Menge Kinder. Und ich kann mit denen Kontakt aufnehmen oder die mit mir. Und ich kann auch sagen: ‚Ich habe jetzt gerade keine Zeit‘. Das ist natürlich ein Vorteil für mich, weil ich, ich muss nicht, und ich kann.“

(Irma, 45)

ZEITLICHE RESSOURCEN – REALISTISCHE EINSCHÄTZUNG DER ZUR VERFÜGUNG STEHENDEN ZEIT

Für das Funktionieren selbstorganisierter Mehrgenerationenwohnprojekte ist Engagement aller Beteiligten unabdingbar. Vielfältige Aufgaben stehen an, beim Erwerb oder Bau eines Hauses, bei seiner Erhaltung, bei der Organisation des Gruppenprojekts, bei der Beteiligung an den Gruppenprozessen, bei der Entscheidungsfindung sowie bei Verständigungsprozessen. Für all dies bedarf es vor allem Zeit, die jede und jeder Einzelne in das gemeinschaftliche Projekt investieren.

Alle Bewohner*innen bringen individuell unterschiedliche Fähigkeiten und Fertigkeiten mit. Die interne Organisation des Hausprojekts entscheidet darüber, wie diese möglichst effektiv eingebracht und für alle nutzbar gemacht werden können. Bei der Verteilung und Wertschätzung verschiedener Arbeiten sollten auch vermeintlich unsichtbarere Tätigkeiten ausreichend berücksichtigt werden: Dazu gehören Verpflegung, Abwasch und Kinderbetreuung ebenso wie das Bauen und Handwerken am Haus. Alle Gruppenmitglieder sollten diese unterschiedlichen Tätigkeitsbereiche gleichermaßen anerkennen. Der Grundsatz für das Gelingen der Gemeinschaft hier könnte lauten: „Jeder nach seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten.“

Bei der Selbstorganisation des Hausprojekts muss berücksichtigt werden, dass den Beteiligten zum Teil sehr unterschiedliche Zeitressourcen zur Verfügung stehen. Eine realistische Einschätzung der eigenen Ressourcen ist wichtig, um Frustrationen vorzubeugen. Zudem ist ein Abgleich zwischen den individuellen Ansprüchen und den Erfordernissen des Hausprojekts hilfreich. Fehleinschätzungen können zu einer Überforderung der Projektbeteiligten sowie zu Konflikten innerhalb der Gemeinschaft führen.

FINANZIELLE RESSOURCEN – ALTERNATIVE FINANZIERUNGSWEGE ZUM EIGENEN HAUS

Ohne größere Geldbeträge lässt sich ein Hausprojekt nicht in die Tat umsetzen. Allerdings muss das Fehlen individuellen Vermögens nicht zwangsläufig ein Ausschlusskriterium sein. Ein selbstorganisiertes Wohnprojekt verfügt über einen großen Spielraum bei der solidarischen Unterstützung innerhalb und außerhalb der Hausgruppe. Ein besonderes Problem für neue bzw. geplante Hausprojekte sind der Wohnungsmarkt mit seinen hohen Haus- und Wohnungspreisen. Um Menschen, die nur über wenig Geld verfügen, nicht auszuschließen, sollten alternative Finanzierungsmöglichkeiten geprüft werden. So kann beispielsweise das für einen Bankkredit notwendige Eigenkapital über Mikrokredite von Freund*innen, Bekannten und anderen Unterstützer*innen orga-

nisiert werden. Diese können verzinst werden und in Zeiten von Niedrigzinsen auch für das soziale Umfeld eine attraktive Geldanlage sein. Zudem können solche persönlichen Kredite im Vergleich zu Bankkrediten mehr Transparenz schaffen und solidarische Wirtschaftsformen unterstützen. Mikrokredite ersetzen nicht den Bankkredit, ermöglichen ihn aber dort, wo das Eigenkapital vielleicht nicht aufgebracht werden könnte und entlasten zudem die Einzelnen. Genossenschaften bieten ebenfalls ein Potenzial für die finanzielle Entlastung Einzelner. So können wohlhabendere Mitglieder Solidaranteile zeichnen, um Menschen mit geringem Vermögen zu unterstützen.



ARCHITEKTUR – PLANUNG EINES HAUSES FÜR EINE GEMEINSCHAFT

Die architektonische Gestaltung des Hausprojekts hat eine große Bedeutung für Gemeinschaftsbildungsprozesse. Bei der Grundrissgestaltung sollten sowohl die Bedürfnisse und Interessen der Bewohner*innen als auch Bedarfe für ein lebendiges Gemeinschaftsleben berücksichtigt werden. Grundrisse sollten, wenn möglich, flexibel gehalten werden, damit sie jederzeit an veränderte Raum- und Platzbedarfe angepasst werden können, etwa wenn sich die Zahl der Kinder stark erhöht oder der Bedarf an barrierefreien Zugängen steigt. Dabei ist auf ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Gemeinschaftsflächen und privaten Rückzugsräumen zu achten. In den gemeinsam genutzten Räumen findet das Hausprojekt einen Ort, um die Gemeinschaft zu leben. Gemeinschaftsräume sollten für unterschiedliche Gruppenaktivitäten nutzbar sein, beispielsweise zum gemeinsamen Kochen und Essen, für den informellen Austausch oder für Hausversammlungen. Ebenso wichtig für ein dauerhaftes Zusammenwohnen ist aber auch die Möglichkeit des Rückzugs. Daher sollte jede Person über ausreichende Rückzugsräume verfügen, um sich aus der Gemeinschaft herausnehmen zu können. Eine große Herausforderung für Hausprojekte sind in diesem Zusammenhang die hohen Bau- und Grundstückskosten. Raum ist teuer, daher sind Gemeinschaftsräume häufig der erste Posten, der bei der

Bauplanung unter den Tisch fällt. Dadurch fehlt diesen Projekten dann aber ein Ort, an dem die Hausgemeinschaft zusammenkommen kann.

„Das ist ganz wichtig, dass wir so einen Begegnungsraum haben. Wo man wirklich mehr hat, also nur miteinander wohnen. Daraus entwickeln sich ja dann auch total spannende Gespräche. Auch bei den gemeinsamen Arbeiten und was wir sonst noch so haben.“

(Gerlinde, 62)

„Wir hätten gerne einen Gemeinschaftsraum. Also wenn wir zum Beispiel Meetings oder Treffen haben, machen wir das immer in den großen Wohnungen. Wir haben hinter den Häusern einen Garten. Und da machen wir auch Sommerfeste. Also im Sommer ist das nicht das Problem, da sind Leute reichlich Leute draußen. Aber im Winter ist das schon was anderes.“

(Waltraut, 67)

JENSEITS DES GARTENZAUNS – AUSSENWIRKUNG AUF NACHBAR*INNENSCHAFT UND GEMEINWESEN

Viele Wohnprojekte wollen über ihre Hausgemeinschaft hinaus in die Nachbar*innenschaft und die Stadt nach außen wirken. Eine niedrighschwellige Möglichkeit hierfür ist die Veranstaltung von Sommerfesten oder eines Tags der offenen Tür. Dabei wird das Projekt der Nachbar*innenschaft präsentiert und für Interessierte zugänglich. Vorbereitung und Durchführung eines solchen Events stärken den Zusammenhalt im Haus, aber auch den Rückhalt in der Nachbar*innenschaft. Daneben können Gemeinschaftsräume dauerhaft als Projektträume geöffnet werden. Interessierte Nachbar*innen können diese dann für Versammlungen, Workshops oder Kulturveranstaltungen nutzen. Auch zu einem Bauwochenende (Subbotnik) können Nachbar*innen eingeladen werden - und tatkräftige Unterstützung bei Bauvorhaben leisten.

Sinnvoll ist zudem die Vernetzung mit anderen Wohnprojekten, um Erfahrungen auszutauschen, etwa in der Projektorganisation und der Selbstverwaltung. Ein gemeinsamer Ideenaustausch über das eigene Projekt hinaus kann neue Inspirationen und Impulse liefern. Vielfach bestehen bereits lokale oder überregionale Netzwerke, denen sich neue Projektgruppen oder Wohngruppen anschließen können. Beispielsweise bietet das Mietshäuser Syndikat für interessierte Grup-

pen und bestehende Initiativen lokale Beratungstermine an, um darüber zu informieren, wie ein Wohnprojekt in die Tat umgesetzt werden kann.

Um den lokalen Rückhalt des Projektes zu schaffen empfiehlt sich eine Vernetzung in die neue Nachbar*innenschaft, beispielsweise durch Gartenfeste und Informationsveranstaltungen. Zahlreiche Projekte engagieren sich zudem stadtpolitisch, unter anderem für nachhaltige Wohnkonzepte. Um dabei etwa auf mögliche Anfragen von Presse, Wissenschaft und Politik vorbereitet zu sein, empfiehlt sich eine Arbeitsgruppe für Öffentlichkeitsarbeit. Vorträge und die Teilnahme an Diskussionsveranstaltungen bieten zudem eine Möglichkeit, das Erfahrungswissen aus dem eigenen Projektalltag mit einer interessierten Öffentlichkeit zu diskutieren. So können über die gemeinsame Projektpraxis auch politische Impulse gesetzt werden.



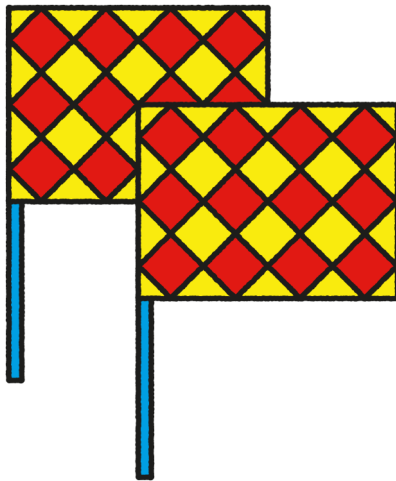
3. AUF DEM WEG ZU EINER KONSTRUKTIVEN KONFLIKTKULTUR

KONFLIKTE – NICHTS IST SO NORMAL WIE EIN KONFLIKT

Konflikte sind ein normaler Teil gemeinschaftlichen Wohnens. Sie sind aber auch stets eine Herausforderung – für Einzelne wie für die Gruppe. Typische Konfliktthemen in Wohnprojekten sind Finanzierungsengpässe, größere Baumaßnahmen, individuelles Engagement sowie kontroverse Entscheidungen der Gruppe. Meist ist für die Klärung dieser Konflikte und deren Ursachen auf den Hausversammlungen zu wenig Zeit vorhanden. Insbesondere wenn sich bereits Frust angesammelt hat, sollten Gruppen daher für eine grundsätzlichere Diskussion konfliktreicher Themen eigene Termine vereinbaren. Je nach Konflikt können unterschiedliche Formate zur Bearbeitung gewählt werden. Die Vorbereitung und Moderation solcher Konfliktgespräche sollten externe Professionelle übernehmen – also eine Person, die nicht im Haus wohnt und über entsprechende Erfahrungen verfügt.

Häufig scheuen sich Gruppen, mögliche Konflikte bereits im Vorfeld, also vor ihrem tatsächlichen Auftreten zu besprechen. Für Gruppen empfiehlt es sich, potenzielle Konflikte so früh wie möglich zu thematisieren. Die gemeinsame Arbeit an einem konstruktiveren Umgang mit Konflikten hat das Ziel, dass alle sich trauen, Konflikte rechtzeitig anzusprechen. Konflikte können einerseits gemeinschaftsstabilisierend wirken, aber andererseits auch zu einer Frontenbildung führen und die Hausgemeinschaft dauerhaft spalten. Daher ist es ratsam, möglichst früh grundsätzliche Regelungen zum Umgang mit Konfliktfällen und Streitigkeiten festzulegen. Es ist einfacher, im Vorfeld zu klären, ab wann etwa ein Konflikt nicht mehr als lösbar angesehen wird, und welche Konsequenzen dies für die jeweiligen Konfliktparteien haben soll. Zum Beispiel können in solchen Fällen sogenannte Konfliktlots*innen eingesetzt werden. Diese haben das Mandat der Gruppe, Konflikte zu thematisieren und zugunsten einer Vermittlung zwischen den verschiedenen Konfliktparteien einzugreifen. Dabei ist es wichtig, gemeinsam zu entscheiden, ab welchem Punkt ein Konflikt eine

Angelegenheit der Hausgemeinschaft ist und dementsprechend gemeinsam bearbeitet werden muss. Dies kann zum Beispiel notwendig werden, wenn sich ein persönlicher Konflikt zwischen zwei Personen nicht lösen lässt und eine Partei überlegt deswegen auszuziehen.



MEDIATION, SUPERVISION UND CO. – PROFESSIONELLE HILFE VON AUSSERHALB

Bei einem manifesten Konflikt zwischen Bewohner*innen ist es ratsam, ausreichend Zeit, etwa eine eigene Hausversammlung zur Verständigung über die Streitthemen einzuplanen. Bei schwierigen Fällen empfiehlt sich eine externe Mediation, Supervision oder Ombudspersonen.

Eine Mediation ist ein Verfahren zur freiwilligen Bearbeitung und Beilegung eines Konflikts. Die unparteiischen Mediator*innen unterstützen die Konfliktparteien zunächst darin, die unterschiedlichen Standpunkte und Hintergründe des Konflikts sagbar zu machen. Anschließend werden die Konfliktparteien schrittweise zu einer einvernehmlichen Lösung geführt. Abschließend werden gemeinsam Vereinbarungen zur Beilegung des Konflikts getroffen.

Eine Supervision kann gewissermaßen vorbeugend erfolgen, also bevor ein konkreter Konflikt aufgebrochen ist. Geschulte Supervisor*innen können einer Hausgruppe helfen, sich über ihr gemeinsames Handeln zu verständigen. Im Zentrum der Supervision stehen das gemeinsame Lernen sowie der Blick auf potenzielle Lösungen für Probleme. Das Ziel einer Supervision sind gemeinsame Entscheidungen der Gruppe, ein besseres Verständnis der Einzelnen füreinander und eine Verbesserung von Gruppenprozessen.

Ein Ombudsmann oder eine Ombudsfrau, also eine unparteiische Schiedsperson, bietet sich in Streitfällen ebenfalls an. Während die Gruppen bei einer Mediation oder Supervision in einem moderierten Verfahren selbst eine Lösung des Konflikts erarbeiten, hat die Ombudsperson die Aufgabe, von außen eine Lösung zu formulieren und herbeizuführen.

KONFLIKTTHEMEN – DAS HAUSPROJEKT ALS EIN STÄNDIGER KONFLIKTHERD

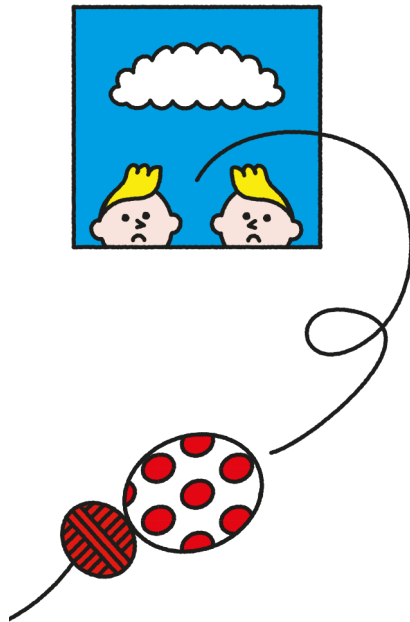
Grundsätzlich bergen sämtliche Aspekte des gemeinschaftlichen Zusammenlebens und der kollektiven Selbstorganisation Konfliktpotenzial. Dies gilt insbesondere, wenn unterschiedliche Interessen, Positionen oder Befindlichkeiten als unvereinbar erscheinen. So können beispielsweise bei anstehenden Investitionen finanzielle Fragen zu Konflikten führen, weil Beteiligte über unterschiedliche viel Geld verfügen oder weil es unterschiedliche Ansichten über die Notwendigkeit einer Investition gibt. Für eine konstruktive Gruppendynamik ist entscheidend, wie an Konfliktthemen herangegangen und wie mit Konflikten umgegangen wird.

Viele Konfliktthemen entwickeln sich aus den Aufgaben, die ein Hausprojekt zu bewältigenden hat. So können beispielsweise Ungleichgewichte bei der Selbstverwaltung entstehen, wenn sich Be-

wohner*innen unterschiedlich stark engagieren. Hier empfiehlt sich ein offener Umgang mit den eigenen individuellen Ressourcen, aber auch mit den Ansprüchen und Erfordernissen der Hausgemeinschaft. Ebenso hilfreich ist es, bestimmte Aufgaben rotieren zu lassen, um der Überlastung Einzelner vorzubeugen. Ein häufiges Konfliktthema ist der Stellenwert der Gemeinschaft in der Hausgruppe. Das Verhältnis zwischen den beiden Polen Individualität und Gemeinschaft muss immer wieder aufs Neue ausbalanciert werden. Dabei ist es wichtig, aus beiden Perspektiven zu schauen: Zum einen gilt es zu sehen, was eine einzelne Person für sich braucht, um sich im Hausprojekt wohlfühlen zu können. Zum anderen gilt es zu berücksichtigen, welche Anforderungen die Gemeinschaft an jede*n Einzelne*n stellt.



Auch die Art und Weise, in der innerhalb einer Gruppe miteinander gesprochen wird, kann ein Grund für Konflikte sein. So können Einzelne oder bestimmte Interessengruppen dominant wirken, so dass eine gleichberechtigte Verständigung für andere nicht mehr möglich scheint. Dem kann mit einer strengen Moderation von Gruppendiskussi-



onen begegnet werden – etwa bei Hausversammlungen. Die Moderation achtet darauf, dass alle zu Wort kommen. Für eine ausgewogene Kommunikation ist es wichtig, auch leisere Stimmen einzubeziehen (siehe Kapitel 4).

Das gemeinsame Treffen von Entscheidungen birgt ebenfalls viele Konflikte, weil die unterschiedlichen Perspektiven sämtlicher Beteiligter miteinbezogen werden müssen. Wenn Abstimmungsprozesse intransparent verlaufen oder ihnen keine ausreichende Zeit eingeräumt wurde, kann dies dazu führen, dass sich Teile der Gemeinschaft nicht mitgenommen fühlen.

Darüber hinaus sind beim Mehrgenerationenwohnen Konflikte zwischen den Angehörigen verschiedener Generationen geradezu vorprogrammiert, wenn die unterschiedlichen Bedürfnislagen nicht ausreichend thematisiert werden. Die individuellen Bedürfnisse und Gewohnheiten in unterschiedlichen Altersgruppen sind höchst unterschiedlich. Insbesondere die Lautstärke ist ein häufiges Streitthema. Dies kann durch bauliche Lösungen wie Trittschalldämmung oder isolierte Fenster entschärft werden. Auch verbindliche gemeinsame Regelungen, beispielsweise zu Ruhe- und Spielzeiten für Kinder können hier das Konfliktpotenzial mindern.

Auch das Geschlechterverhältnis birgt Konfliktpotenzial. Führt beispielsweise ein dominantes männliches Verhalten zu Konflikten, so ist es wichtig, Kritik daran nicht zurückzuweisen, sondern ihr Raum zu geben, sie ernst zu nehmen und den Konflikt gemeinsam zu bearbeiten.

4. GEMEINSCHAFTSBILDENDE METHODEN

Im Folgenden stellen wir eine kleine Auswahl unterschiedlicher Methoden vor, die im Rahmen des Projekts Mehrgenerationenwohnen (weiter-) entwickelt wurden. Sie sind maßgeschneidert für die Bearbeitung von das gemeinschaftliche Zusammenleben in Hausprojekten. Die Methoden zielen einerseits auf die Entwicklung einer wertschätzenden und offenen Kommunikationskultur in der Hausgemeinschaft. Andererseits unterstützen sie die strukturierte Sammlung, Visualisierung und Bearbeitung unterschiedlicher Sichtweisen, Bedürfnisse und Handlungsmöglichkeiten. Die Methoden können von Hausgruppen direkt umgesetzt werden. Zur Vorbereitung und Durchführung werden jeweils ein oder zwei Moderator*innen benötigt. Wichtig ist es, die Methoden in der Hausversammlung im Voraus gemeinsam zu besprechen und abzustimmen. Dabei sollte in einem gemeinsamen Prozess zunächst die inhaltliche Zielsetzung erfolgen und erst dann die dazu passende Methode ausgewählt werden.

BEFINDLICHKEITSRUNDE – INS SPRECHEN KOMMEN UND SICH GEGENSEITIG WAHRNEHMEN

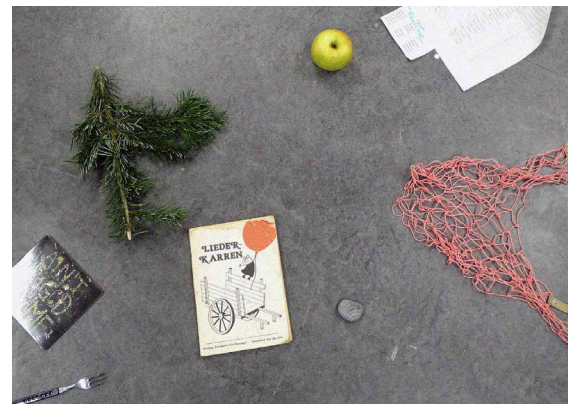
Ein guter Start in eine Hausversammlung, bei dem alle Anwesenden in eine aktive Teilnahme gebracht werden, ist eine Befindlichkeitsrunde. Sie kann mit der Frage ‚Wie bin ich heute hier?‘ eröffnet werden. Jeder Person wird eine Minute Zeit zum Nachsinnen über diese Frage gelassen. Dadurch entsteht ein Moment der Stille, zum gemeinsamen ankommen. Die Befindlichkeitsrunde hat die Vorteile, dass alle von Anfang an ins Sprechen kommen und dass alle von allen wahrgenommen werden. Stimmungen von Einzelnen, aber auch in der Gruppe können so transparent werden. Zudem wird für andere nachvollziehbar, was die einzelnen Beteiligten auch jenseits der Gruppentreffen beschäftigt. Dies ermöglicht einen achtsameren Umgang miteinander. Spekulationen über vermeintliche Hintergründe gelangweilt oder gestresst wirkender Gesichter werden so vermieden. Auch die eigene Haltung gegen-

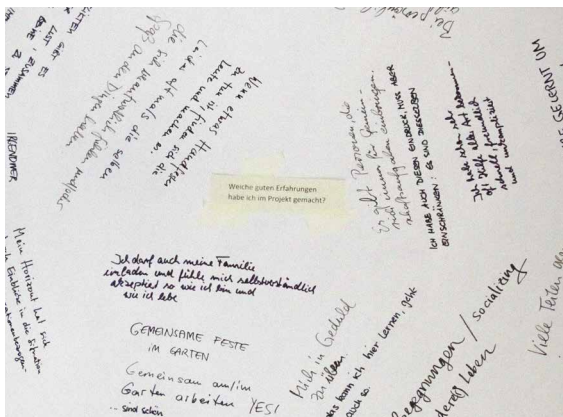
über dem Treffen – ob kritisch, skeptisch, neugierig, erwartungsfroh oder gespannt – wird für die anderen nachvollziehbarer.

ASSOZIATIONSMETHODE – ABSTRAKTE THEMEN (BE-)GREIFBARER MACHEN

Die Themen, die für Hausgemeinschaften wichtig sind – Gemeinschaft, Ideale und Ideen, Konflikte – sind nicht immer konkret und greifbar. Für viele ist es schwierig, über abstrakte Themen zu sprechen. Hier setzt die Assoziationsmethode an: Dabei wird jede Person gebeten, zum Treffen einen Gegenstand mitzubringen, der für sie eine Verbindung zum Thema symbolisiert. Die Teil-

nehmenden legen den nacheinander den von ihnen mitgebrachten Gegenstand in die Mitte des Stuhlkreises und erläutern in ein bis zwei Minuten ihre Assoziationen dazu. Dadurch bekommen auch abstraktere Themen eine Gegenständlichkeit, über die sich leichter sprechen lässt. Zur Frage ‚Was verbindest du mit Gemeinschaft?‘ wurde beispielsweise ein Apfel mitgebracht, der stellvertretend für gemeinsame Mahlzeiten steht oder ein Band, das das Verbindende symbolisiert. Auf Wunsch kann sich an die Vorstellung der Gegenstände eine kurze gemeinsame Reflexionsrunde anschließen, in der die Gruppe sich über die vorgestellten Gegenstände und die geäußerten Assoziationen austauscht. Bei manchen Themen bietet es sich an, das Gesagte zu sammeln und als strukturierende Themenpunkte in die weitere Diskussion einfließen zu lassen.





STILLE DISKUSSION – THEMEN DURCH GEMEINSAMES SCHREIBEN ERARBEITEN

Die Stille Diskussion ist eine Methode zum Bearbeiten von Themen und zum Sammeln von Positionen zu einem Thema. Sie eignet sich insbesondere für Themen, bei denen es sehr differenzierte Positionen gibt. In der Vorbereitung sind Fragen und Aussagen zu einem spezifischen Thema festzulegen. Diese werden auf Papiertischdecken geschrieben, die auf Tische gelegt werden. Soll es beispielsweise um das Thema „Zusammenleben im Projekt“ gehen, so könnten mögliche Fragen lauten: „Was erwarte ich vom Zusammenleben?“ oder: „Welche guten Erfahrungen habe ich im Projekt gemacht?“. Es wird eine bestimmte Zeit festgelegt, in der alle Beteiligten die Themen bearbeiten, die sie interessieren. Sie können sich

dazu zwischen den verschiedenen Tischen frei bewegen und formulieren auf den Papierbögen ihre eigene Gedanken oder aber kommentieren, ergänzen, hinterfragen die bereits aufgeschriebenen Gedanken der anderen. Für fünf Fragen sollte etwa 30 Minuten einkalkuliert werden. Nach Ablauf der Zeit finden sich alle in einer Runde zusammen. Die Beiträge auf den Plakaten werden nacheinander vorgelesen, dabei sind Nachfragen ausdrücklich erlaubt. Im Anschluss daran können Aspekte, die für alle wichtig sind, weiter diskutiert und kommentiert werden. Der Vorteil der Methode besteht darin, dass durch das Schreiben auch schwierige und konflikthafte Themen offener diskutiert werden können. Auch Personen, die sich eher davor scheuen in größeren Gruppen das Wort zu ergreifen, können ihre Meinung einbringen.

THEMENSPICHER – NICHTS GEHT VERLOREN

Es empfiehlt sich in Diskussionen Themen, für die keine ausreichende Zeit ist, bis zur weiteren Bearbeitung in einem Themenspeicher zu sammeln. Um die Liste von unterschiedlichen Themen weitergehend zu hierarchisieren und festzulegen, was als nächstes diskutiert wird, kann beispielsweise Punkte verteilt werden. Dazu bekommt jede*r eine feste Anzahl von Klebepunkten. Diese können je nach individueller Relevanz auf ein oder mehrere Themen verteilt werden. Die



verklebten Punkte ergeben zusammen ein Stimmungsbild, das etwa dazu dienen kann, die Reihenfolge festzulegen, in der die verschiedenen Themen weiter besprochen werden sollen.

BAROMETER-METHODE – VERSCHIEDENE POSITIONEN DIFFERENZIERT ABFRAGEN

Die Barometer-Methode dient der spielerischen Verdeutlichung unterschiedlicher Positionen, Einschätzungen und Meinungen zu einem Thema innerhalb der Gruppe. Sie macht verschiedene Ausprägungen und Schattierungen von Meinungen sichtbar und dadurch besprechbar. In der Vorbereitung werden zu einem Thema zentrale Fragen oder polarisierende Thesen formuliert, beispielsweise: „Wie wichtig ist mir Gemeinschaft im

Zusammenleben?“ oder: „Ich brauche viel Rückzugsraum.“ Zusätzlich wird im Raum eine Linie mit einer Zahlenskala von 1 bis 10 markiert (alternativ können DIN A4-Bögen mit den Zahlen 1, 5 und 10 entsprechend im Raum verteilt werden). Dann werden alle Beteiligten gebeten, sich nacheinander zu jeder Frage bzw. These im Raum zu positionieren, zum Beispiel von 1 – „überhaupt nicht wichtig“ bzw. „ich stimme überhaupt gar nicht zu“ bis hin zu 10 – „extrem wichtig“ bzw. „ich stimme vollkommen zu“. Dadurch entsteht ein optischer Eindruck von der Verteilung unterschiedlicher Positionen. In einer Auswertungsrunde können die Selbstuordnungen und ihre (Hinter)Gründe in der Gruppe besprochen werden. Dabei werden zunächst die extremen Positionen (1 oder 10) besprochen und anschließend die dazwischenliegenden. Durch diese Methode werden die unterschiedlichen Perspektiven sichtbarer und nachvollziehbarer. Auch Häufungen von Positionierungen werden sichtbar, aber gleichzeitig in ihrer Differenziertheit erschließbar. Bei der Erläuterung der Beweggründe einer individuellen Positionierung wird die Relation zu anderen Positionierungen deutlich. Zu erwartende Polarisierungen können mitunter aufgelöst werden und hingegen Gemeinsamkeiten sichtbar werden.



SOZIOMETER – UNTERSCHIEDLICHE ROLLEN UND PRIVILEGIEN SICHTBAR MACHEN

Die Methode Soziometer dient vor allem dazu, um Rollen von Personen in einer Gruppe sichtbar zu machen, etwa um strukturelle Privilegien und Benachteiligungen zu verdeutlichen. Das Soziometer erleichtert es, sich in andere Perspektiven und Positionen hineinzusetzen und diese zu reflektieren. Dazu werden beispielsweise in der Vorbereitung eine Reihe von Aussagen zu Privilegien vorbereitet, wie etwa: „Ich habe nie ernsthaften finanziellen Schwierigkeiten gesteckt.“; „Ich weiß,

wohin ich mich wende, wenn ich Rat und Hilfe brauche.“ oder: „Ich habe das Gefühl, dass mein Wissen und meine Fähigkeiten in der Gemeinschaft, in der ich lebe, Anerkennung finden.“ Zu Beginn stellen sich alle Teilnehmenden nebeneinander in einer Linie auf. Die vorbereiteten Aussagen werden nacheinander vorgelesen. Stimmt eine Person einer Aussage zu, macht sie einen Schritt nach vorn. Stimmt sie der Aussage nicht zu, bleibt sie stehen. Die nach einigen Aussagen entstehenden Abstände zwischen den Teilnehmenden machen bestehende Privilegien räumlich sichtbar. Abschließend werden die Positionierungen und Eindrücke in einer Auswertungsrunde besprochen. Diese kann sich Fragen orientieren

wie: „Was für ein Gefühl war es, bei Aussage XY einen Schritt vorzutreten – bzw. stehen zu bleiben?“ oder „Was müsste unternommen werden, um die Leute von ‚hinten‘ nach ‚vorn‘ zu rücken?“ Das Soziometer hat den Vorteil, dass spielerisch strukturelle Unterschiede sichtbar und bearbeitbar gemacht werden können.

DAS BIOGRAFISCHE INTERVIEW – GEGENSEITIGES ERZÄHLEN DER EIGENEN LEBENSGESCHICHTE

Das Biografische Interview ist eine wissenschaftliche Methode, die sich auch für das bessere Kennenlernen innerhalb eines Projekts eignet. Die Erfahrungen von Teilnehmende zeigen, dass diese sich in den Interviews nähergekommen sind und den anderen mit mehr Empathie begegnen. Wichtig ist, dass die interviewende Person aktiv zuhört, Interesse signalisiert und die erzählende Person möglichst wenig unterbricht. Anstatt eines starren Frage-Antwort-Schemas sollte die erzählende Person durch Erzählanstöße dazu angeregt werden, ihr eigenes Leben bzw. einzelne Episoden aus diesem als zusammenhängende Geschichte zu erzählen. Die Formulierung präziser und eindeutiger Erzählaufforderungen ist dabei ausschlaggebend. Das Biografische Interview lässt sich in folgende Abschnitte gliedern:

Eingangsfrage (zugleich Erzählaufforderung)

Narrativer Nachfrageteil (Vervollständigung unausgeführter Erzählansätze)

Bilanzierungsphase (Erfragung theoretischer Erklärungen, Bilanz der Geschichte, des Sinns des Ganzen)

Die Eingangsfrage sollte einerseits möglichst spezifisch formuliert werden und andererseits den gesamten Erfahrungsbereich eines Lebensabschnitts thematisieren. Ein Beispiel lautet: „Ich möchte Dich bitten, mir zu erzählen, welche Geschichte Dich mit Person XY verbindet.“ Anschließend sollte die interviewende Person nur wenige (Nach)Fragen stellen, um den Erzählfluss der erzählenden Person möglichst wenig zu unterbrechen. Der Nachfrageteil bietet die Gelegenheit, unausgeführte Erzählungen oder unklare Passagen aufzugreifen und durch eine gezielte Erzählaufforderung um Ergänzungen zu bitten. In der Bilanzierungsphase werden auf Beschreibung und Argumentation zielende Fragen gestellt (Übergang von Wie-Fragen zu Warum-Fragen). Im Anschluss daran können die Ergebnisse der Interviews aufbereitet werden, z.B. durch ein Erfahrungsprotokoll. In einer gemeinsamen Runde können die individuellen Erfahrungen diskutiert werden. Dabei ist es wichtig, dass die Gruppe sich darauf einigt, wie mit vertraulichen Informationen umgegangen werden soll.

ROLLENSPIEL – NEUE PERSPEKTIVEN SPIELERISCH ENTWICKELN

Rollenspiele ermöglichen einen distanzierteren Umgang mit unterschiedlichen Perspektiven. Dadurch können implizit vorhandene oder gar verhärtete Zuweisungen bzw. Übernahmen von Rollen und Bedeutungen innerhalb einer Gruppe in spielerischer Weise aufgelöst werden. Die Methode dient auch dazu, Abstand zu einer eingeschliffenen Gruppendynamik zu gewinnen und Muster spielerisch zu hinterfragen. Zudem können gemeinschaftliche Aushandlungsprozesse experimentell ausprobiert oder eingeübt werden. Zur Vorbereitung können beispielsweise bestimmte Rollen auf Zetteln festgehalten werden, die dann an die Mitspieler*innen verteilt werden. Dabei lassen sich Rollen auch mit mehreren Personen besetzen. Bei einem Rollenspiel können auch Rollen erfunden werden, die es bisher nicht gab oder die bisher nicht bedacht wurden. Zu Beginn wird ein Rahmenthema vorgegeben, in dem die Rollen ausagiert werden sollen, etwa eine Hausversammlung, eine Entscheidungssituation oder ein Konflikt. Eine vorher zu bestimmende Moderation legt die Zeit für das Spiel fest und eröffnet es. Wichtig ist, dass nach der abgelaufenen Spielzeit alle Beteiligten ihre Rollen wieder ablegen. Dann stellen zunächst die Prozessbeobachter*innen ihre Beobachtungen vor. Anschließend erzählen die einzelnen Rollenspieler*innen, wie sie ihre eigene Rolle erlebt haben. Am Ende wird das Rollenspiel mit den tat-

sächlichen Routinen und Abläufe innerhalb der Gruppe verglichen und diskutiert.

Im Folgenden sind einige Vorschläge formuliert für Rollen zum Thema Entscheidungsfindungsprozesse und Hausversammlungen. Jede Rolle ist mit konkreten Anweisungen für das Agieren im Rollenspiel verbunden. Diese Rollen und Anweisungen können nach Belieben ergänzt, umformuliert und verändert werden.

Moderator*in: Du hast dich dazu entschieden, heute eine gute Moderation zu machen. Schließlich steht eine wichtige Entscheidung an. Du versuchst, alle zu Wort kommen zu lassen. Dein Ziel ist es, eine gemeinsame Entscheidung herbeizuführen, die alle mittragen können.

Co-Moderator*in: Du hast dich für heute angeboten, bei der Moderation zu helfen. Du versteckst dich aber hinter der Hauptmoderation. Du bleibst für das ganze Plenum undurchschaubar.

Die Erfahrenen: Du berichtest ständig von Deinen eigenen Erfahrungen aus anderen Projekten oder Zusammenhängen. Du möchtest manche Dinge einfach nicht mehr diskutieren. Du möchtest dich nicht mehr hinter deinen Erfahrungsstand zurückfallen.

Die Vielredner*innen: Du ergreifst in jeder Gesprächspause das Wort, mischst dich immer ein und führst auch gerne persönliche Diskussionen. Wenn dich die Moderation auf dein störendes Redeverhalten hinweist, forderst du eine Verlängerung deiner Redezeit, die Dir dann trotzdem nicht reicht.

Die Schweigsamen: Du hältst dich im Hintergrund. Du beteiligst dich nicht sichtbar für die anderen, bist aber auf allen Hausversammlungen anwesend.

Die Hinterfrager*innen: Du hast immer noch einen Aspekt und noch eine Frage, die noch nicht ausreichend diskutiert wurde. Du erinnerst immer mal wieder an andere Entscheidungen, bei denen für dich ebenfalls Aspekte offen geblieben sind. Diese würdest du gerne mal zeitnah geklärt haben.

Die Harmoniesüchtigen: Du legst großen Wert darauf, dass sich die Gruppe gut versteht und nicht in Streit gerät. Bei schwierigen Entscheidungsprozessen verweist du darauf, dass es doch toll wäre, wenn jetzt alle wieder guter Stimmung wären.

Die Blockierer*innen: Mehrere Male wurde deine Stimme bereits bei Diskussionen oder Entscheidungen überhört. Das lässt du die anderen bei der heutigen Entscheidung deutlich spüren.

Die Effizienten: Du schaust sehr genau auf die Zeit, die unterschiedliche Personen jeweils benötigen, um ihren Standpunkt zu formulieren. Du achtest aber auch auf die Zeit im Ganzen. Du legst Wert darauf, dass Dinge schnell geklärt werden.

Die Pragmatiker*innen: Du hinterfragst ständig, ob es überhaupt Regeln und Vereinbarungen braucht. Du sprichst dich dafür aus, dass Dinge erst geklärt werden sollten, wenn sie konkret anstehen.

Prozessbeobachter*innen: Du spielst nicht direkt mit. Sondern du machst dir Notizen zu Dingen, die dir auffallen, wie bestimmte Verhaltensweisen, die Interaktionen zwischen verschiedenen Rollen, den Emotionslevel, das nonverbales Verhalten oder die Sachlichkeit der vorgetragenen Positionen. Diese werden dann in die anschließende Reflexionsrunde und Diskussion eingebracht.



ABSCHLIESSENDE FEEDBACKRUNDE – GEMEINSAM ZURÜCKBLICKEN

Ein gebührender Abschluss ist für ein inhaltliches Treffens ebenso wichtig wie ein guter Beginn. Eine abschließende Feedbackrunde beendet die gemeinsame Arbeitszeit. Sie bietet Gelegenheit, die gemeinsame Zeit und die inhaltliche Auseinandersetzung Revue passieren zu lassen, Wertschätzung auszudrücken, aber auch Kritik am Verfahren zu äußern. Mit den folgenden drei Fragen lässt sich eine solche Feedbackrunde strukturieren:

<input type="checkbox"/>	Was nehme ich mit? - Diese Frage soll vergegenwärtigen, welche Erfahrungen eine Person gemacht hat, was sie aus der Diskussion gelernt hat und wie in Zukunft, z.B. bei der nächsten Hausversammlung, daran angeschlossen werden kann.
<input type="checkbox"/>	Was lasse ich hier? - Diese Frage ermöglicht es, Frust oder Ärger, aber auch Inhalte, die als kontraproduktiv angesehen werden, anzusprechen und dann ruhen zu lassen.
<input type="checkbox"/>	Was treibt mich noch um? - Diese Frage bietet Raum, um offengebliebene Themen anzusprechen. Diese können in der Gruppe gesammelt und bei einem nachfolgenden Treffen wieder aufgegriffen werden.

LITERATURHINWEISE UND LINKS

Duss-von Werdt, Joseph (2011). *Einführung in die Mediation*. Heidelberg: Carl Auer Verlag.

Fedrowitz, Micha (2010). *Gemeinschaft in der Stadt - Das Modell des Mehrgenerationenwohnens*. In: RaumPlanung 149, S. 75-80.

Gary Friedman, Jack Himmelstein (2013). *Konflikte fordern uns heraus. Mediation als Brücke zur Verständigung*. Wolfgang Metzner Verlag: Frankfurt am Main.

Haft, Fritjof & Katharina v. Schlieffen (2016). *Handbuch Mediation*. München: C. H. Beck.

LaFond, Michael & Tsvetkova, Larisa (Id22) (2017). *CoHousing Inclusive: Selbstorganisiertes, gemeinschaftliches Wohnen für Alle*. Berlin: Jovis.

Mietshäuser Syndikat (2017). *Das Mietshäuser Syndikat und die Hausprojekte. Die Häuser denen, die drin wohnen*, Freiburg: Mietshäuser Syndikat. https://www.syndikat.org/wp-content/uploads/2017/02/broschuere_nr7.pdf.

Schader Stiftung (2013). *Gemeinschaftliches Wohnen. Fragen und Antworten mit Basisinformationen zum gemeinschaftlichen Wohnen*, Darmstadt: Schader Stiftung.

Schader Stiftung (2008). *Altersgerechtes Wohnen - nach individuellen Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen - Wer sind die „Alten“?*, Darmstadt: Schader Stiftung.

Schader Stiftung (2006) *Gruppenwohnprojekte - eine attraktive Form des Wohnens, aber ein mühsamer Weg bis zur Realisierung*, Darmstadt: Schader Stiftung.

Stiftung trias (2019). *Ein Wohnprojekt starten: Entwicklung Freiraum geben*, Hattingen: Stiftung trias.

Stiftung trias (2019). *Rechtsformen für Wohnprojekte*, Hattingen: Stiftung trias.

Stiftung trias (2018). *Wohnprojekte und Pflegegemeinschaften*, Hattingen: Stiftung trias.

WEBSEITEN

www.dgsv.de (Deutsche Gesellschaft für Supervision und Coaching e.V.)

www.gemeinschaftswohnprojekte.de

www.id22.net

www.kompetenznetzwerk-wohnen.de

www.syndikat.org/de/

www.schader-stiftung.de

www.stiftung-trias.de

www.urbanes-wohnen.de

www.verein.fgw-ev.de

www.wohnprojekte-portal.de

www.wohnbund.de

